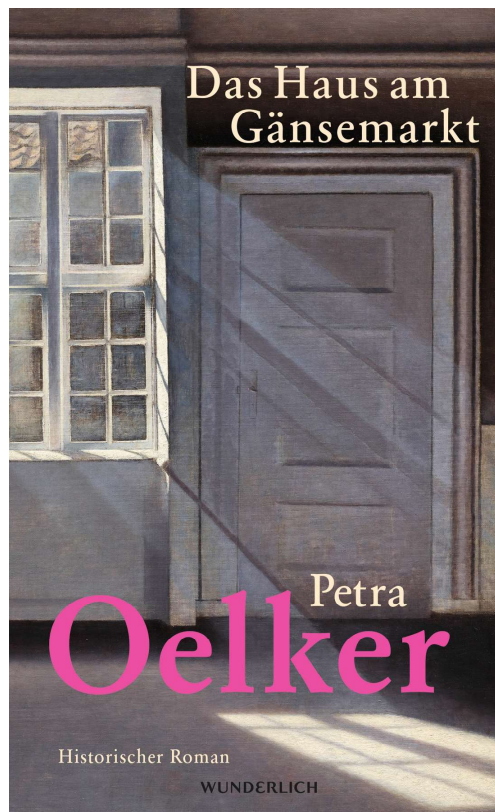


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-8052-0095-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Petra Oelker

Das Haus am Gänsemarkt

Historischer Roman

Wunderlich

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte auf S. 6 – 7 © Peter Palm, Berlin

Vorsatz-Karte [commons.wikimedia.org/wiki/File:](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Departement-Elbmündungen.jpg)

Departement-Elbmündungen.jpg/PD-Art

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Satz aus der Adobe Kis bei Pinkuin Satz und Datentechnik,

Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

... nun muss sich alles, alles wenden.
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch kommen mag,
das Blühen will nicht enden.

*Aus Frühlingsglaube (1812) von Ludwig Uhland, Dichter,
Wissenschaftler und Politiker*

Prolog

Harvestehude am 14. Juli 1790

7

Der Schuss donnerte über die Alsterwiesen und ließ die Schafe des Klostermüllers erschreckt flüchten. Bei den uralten Eichen der Krugkoppel verschwanden sie zusammengedrängt wie ein einziges großes Knäuel mit empörtem Blöken durchs Unterholz. Die kleine Herde war galoppierende Reiter gewöhnt, auch geifernde fremde Hunde oder Steine werfende Kinder, Kanonendonner kannten sie auf ihren Wiesen nicht. Im friedlichen Harvestehude, eine Stunde nördlich der großen lärmenden Stadt, war das in diesen Jahren noch ungewöhnlich.

Die Männer an der Kanone lachten, schlugen einander triumphierend auf die Schultern, einer streichelte das kurze Rohr und schnupperte den Schwefelgeruch des Schwarzpulvers. Der Rauch war an diesem sonnigen Sommervormittag ein weißes Wölkchen und verzog sich schnell. Die Kanone hatte geraume Zeit nicht mehr «gearbeitet», so nannten es die Freiheitskanoniere, doch nun war bewiesen, wie fabelhaft sie Salut zu schießen verstand, heute zur Feier des ersten Jahrestags des Sturms auf die Bastille, dieses Fanals zum Auftakt der großen französischen Revolution. *Liberté. Egalité. Fraternité.*

In Paris fanden sich zur selben Zeit einige hunderttausend aus der Stadt und ganz Frankreich Angereiste auf dem Champ de Mars weit vor den Toren der Stadt ein. Sogar eine Gruppe

Abgesandter der jungen Vereinigten Staaten von Amerika war mit dem Sternenbanner eingetroffen. Nach den Wirren, den Triumphen und Schrecken des vorangegangenen Jahres wurde ein mächtiges Föderationsfest zelebriert, um alle Stände für die gute Zukunft zu vereinen, in Freiheit, in Gleichheit und Brüderlichkeit. Die große Revolution hatte weit über Frankreich hinaus in ganz Europa und bis nach Übersee für Rebellion und Hoffnung gesorgt. Eine so bedeutungsvolle Versöhnung brauchte auch einen außerordentlichen Rahmen, der die Größe und die Stärke dieser neuen Zeit symbolisierte. Und die Bedeutung der neuen mächtigen Männer.

An diesem 14. Juli 1790, so hörte man später, habe es in Paris vom Morgengrauen bis in den Abend in Strömen geregnet. Manche hielten das für ein gutes Omen, vielleicht weil unbedingt eines gebraucht wurde. Die noch unbefestigten Straßen hinaus nach dem Marsfeld waren schon am frühen Morgen nichts als Schlamm gewesen, dennoch waren alle gekommen, die Hunderttausende. Sie hatten beim *Tedeum* Gott gelobt, die Messe zelebrierte der Bischof von Autun in der Bourgogne, in Paris war er schon als einflussreicher revolutionärer Bürger Talleyrand bekannt. Nach dem Schwur des Königs auf die brüderliche Nation und die neuen Gesetze sprach die Menge die Worte nach, mit Hunderttausenden Kehlen, sie hatten den vom Trommelschlag begleiteten Militärparaden ebenso zugejubelt wie den einige zehntausend zählenden Abgesandten aus allen Departements mit ihren Bannern, sie hatten die Nation und sehr viele auch ihren König hochleben lassen.

Liberté! Egalité! Fraternité! Nicht zu vergessen die größte Hoffnung: ein Ende des Hungers. Niemand, der dabei war, vergaß diese Schauer zukunftsstrunkener Erregung, die triumphale Freude. Auch später nicht, als die Revolution zum Terror wurde

und die Zweifel an der Fähigkeit der Menschen, in gerechter Brüderlichkeit zu leben, wuchsen.

Schon Monate später würden viele, sehr viele, die sich auf diesem Fest der Versöhnung umarmt hatten, nicht mehr da sein, waren tot oder in der Fremde. Andere schwankten zwischen den wechselnden Parteien. Der Weg von der Seite der jeweiligen Anführer zum Schafott oder später zur Guillotine konnte sehr kurz sein.

9

Die Festgesellschaft im Klostersthaus des Dorfes Harvestehude im Norden Hamburgs an der Alster konnte sich anders als die Menschen in der französischen Hauptstadt eines lieblichen Sommertages erfreuen. Sie bot einen hübschen bürgerlichen Anblick. Die Herren honorig gekleidet, sonntäglich, obwohl es ein Mittwoch war, doch ohne Prunk. Ebenso die Damen, deren Hüte und Hauben allerdings ein wenig kecker saßen als gewöhnlich, das hatten sie einander mit Amusement versichert, und die Kleider aus Kattun, Musselin und Seide schienen besonders gebauscht. Zufällige Passanten mochten das kaum bemerken, denn es waren die Mädchen und die jungen Frauen, die die Blicke auf sich zogen. Sie alle trugen leuchtend weiße Kleider, an ihren Hüten wippten Schleifen oder Kokarden aus blau, weiß und rot gestreiften Bändern, ebensolche Gürtel oder Schärpen schmückten Schultern und Taillen. Gleich einem Schwarm in Weiß erinnerten sie an die Schwäne auf der Alster, die eine oder andere junge Dame womöglich eher an die schnatternden rundlichen Gänse. Doch es war kein Tag für Spitzfindigkeiten, es war ein Tag für die Feier der Revolution, der ersten Schritte in die gerechtere Welt, und die sollte für alle gelten, ob Mensch oder Schwan, Gans, Floh oder Adler.

Es war viel gelacht und geplaudert geworden. Nun lag

Erwartung in der Luft, Taschenuhren wurden hervorgezogen und stirnrunzelnd die Zeit geprüft. Die große Gesellschaft hatte gemeinsam gefrühstückt, heute ohne diese für die Hamburger Schmausereien berühmte Üppigkeit, nur mit Brot und Butter, Käse, auch Hühnchen und holsteinischer Schinken, zum Dessert Konfitüre, Kirschen und Himbeeren. Zwischen Sträußen von Kornblumen, Margeriten und Mohnblüten war alles zugleich auf die Tische gebracht worden, ganz schlicht, wie bei den Ausflügen ins Grüne, die in Mode kamen und äußerst beliebt waren.

Etwa achtzig Männer und Frauen, auch einige Kinder, hatten sich an diesem Julitag zu einem Freiheitsfest zusammengefunden. Man kannte einander, viele mindestens in der zweiten Generation. Im Zentrum standen der gelehrte Dr. Albert Reimarus und der wohlhabende Kaufmann Georg Heinrich Sieveking mit ihren Familien, einige ihrer Gäste kamen von weit her. Natürlich gab es auch in diesem Kreis den inneren und den äußeren, dazu diverse kleinere Kreise quer durch die verzweigten Familien und Freundschaften. In grundlegenden Fragen der Lebensweise und Moral, besonders der Förderung des Wohls der Stadt und ihrer Menschen, war man einander jedoch einig und durch all diese Kreise seit Langem verbunden und gemeinschaftlich tätig.

Darum ging es auch an diesem Tag, um die Verbundenheit, an dem ersten Jahrestag des Beginns der Revolution zu Paris und in ganz Frankreich. Es ging um die Zuversicht, um nichts weniger als die Aussicht auf eine gerechtere Welt.

Wer wie die zu diesem Fest versammelten Bürgerinnen und Bürger schon seit Jahrhunderten in einer von Fürstentherrschaft nahezu freien hanseatischen Stadt lebte, feierte im Selbstbewusstsein, diese Werte seien in ihrer Stadt und den

übrigen freien Reichsstädten längst verwirklicht. Gleichwohl gab noch viel zu tun. So sah man sich hier dem revolutionären Geschehen im fernen Paris auf eigene Art nahe, dem Aufstand gegen die Willkür und Macht der Adelsgesellschaft und ihrer Beamten, gegen den Hunger und das unchristliche Elend, in dem der größere Teil der Bevölkerung dort lebte, auf dem Land wie in den Städten.

11

Freiheit, Brüderlichkeit – die Sache mit der Gleichheit war nicht ganz so einfach, auch nicht an Alster und Elbe, alles musste gut bedacht werden.

So oder so, die Sonne schien, sanfter Wind schob luftige Wolken über das Azur des Himmels, es duftete nach frisch geröstetem Kaffee und Sommergarten, die Stimmung war ausgezeichnet, hier und da sogar übermütig. Später durfte getanzt werden, gesungen sowieso. Insbesondere das extra für diesen Tag von Georg Sieveking geschaffene vielstrophige Revolutionslied. Das Pianoforte im Gartensaal war zum allgemeinen Bedauern nicht nur wie gewöhnlich von der feuchten Gartenluft verstimmt, es fehlten ihm auch mindestens ein halbes Dutzend Tasten, übrigens vornehmlich weiße, die kürzlich dem Anfall brachialer Musikleidenschaft eines weinseligen Gastes zum Opfer gefallen waren.

Carl Brestetten, Kaufmann mit englischen Stoffen und im enorm aufblühenden Handel mit Kolonialwaren und – von jeher – auch Anteilseigner an vier der profitabelsten Handelsschiffe auf den Routen nach den Amerikas, fand die Sache mit der Revolution unbedingt bedenkenswert und das Abhandeln der Tasten bedauerlich. Er tanzte immer noch gern, was ohne Musik nun mal kein Spaß war. Andererseits fehlte auch seine liebste Tanzpartnerin, sie gehörte nicht zu diesem

Kreis, nicht einmal zum alleräußersten. Noch nicht, dachte er, irgendwann sollte es mit den Heimlichkeiten vorbei sein.

Er lächelte in seinen Wein, ein übrigens ausgezeichnete Rot-spon, und nickte dabei höflich zustimmend, als sei er Madame Wörsingers Erörterung über die kulinarischen Vorzüge des Flussbarsches gegenüber dem gemeinen Hering mit größtem Interesse gefolgt. Er galt als stets aufmerksamer Gesprächspartner, was für die Erfolge eines Kaufmanns so unentbehrlich war wie für einen Diplomaten, und verstand es, dabei diskret den eigenen Gedanken oder anregenderem Geschehen zu folgen.

Jetzt wanderten seine Gedanken zu einer jungen Dame, fast ein Mädchen noch, die inmitten anderer, zumeist älterer Damen saß und dabei sehr allein schien. Er hatte einen Blick für diese Art Alleinsein in einer fröhlichen Menge von fremden Menschen, die einander alle lange kannten.

Johanna Meyer zu Lunde, so hieß das Mädchen, kannte hier niemand außer den Brestettens. Johanna Regine Aurelia, so stand ihr Name in dem Vertrag, der morgen unterzeichnet werden sollte. Welcher Patin oder Ahnin mochte sie ihren poetischen dritten Namen verdanken? Er kannte die Meyer zu Lundes lange und gut genug, um diese Wahl erstaunlich zu finden. Auch bremische Kaufleute neigten nicht dazu, ihre Töchter mit romantischen Namen zu schmücken, sei es nur an dritter Stelle.

Aurelia, dachte er, und: Wenn man genau hinsieht, passt es. Die helle Haut, die Augen dunkel wie ihr Haar, der sanfte Schwung ihrer eigentlich recht schmalen Lippen, zwei Löckchen waren ihrer strengen Frisur entkommen, was die Akkuratess ihrer Erscheinung angenehm unterbrach. Sie saß sehr gerade, die Hände im Schoß weniger gefaltet als ineinandergeschlungen, und lächelte dieses eingefrorene Lächeln ohne ein

Gegenüber, weil eine wohlerzogene junge Dame in Gesellschaft stets zu lächeln hatte. Plötzlich sah sie auf, ihre Blicke kreuzten sich, und Röte zog über ihre Wangen. Als er ihr zunickte, verlor ihr Lächeln das Maskenhafte und wurde zur Antwort.

Sie ist besonders, dachte er, und auf ihre ganz eigene Art schön.

Er hätte sich gerne zu ihr gesetzt, um ihr diese Scheu zu nehmen, dann vielleicht den Arm geboten und sie in den Garten hinausgeführt, wo die Julirosen blühten. Ihre Verlorenheit berührte ihn, obwohl er in dem beinahe halben Jahrhundert seines Lebens zu viel erlebt und gesehen hatte, um sich leicht berühren zu lassen.

13

Anders als die übrigen Mädchen und jungen Damen in ihren weißen Gewändern trug sie ein blassgrünes Kleid mit dunkelblauen Paspeln, anstelle eines dieser Hütchen, wie sie in Hamburg, London und Paris nun modern waren, eine Haube mit winzigen weißen Seidenblüten um den Rand. Als sie vor einigen Tagen mit ihrem Vater in die Kutsche nach Hamburg gestiegen war, hatte sie von der Verabredung weißer Garderobe für die jungen Frauen nichts gewusst. So unterschied sie sich schon auf den ersten Blick von dem luftigen Schwarm der Schwäne und Gänse.

«Wenn Sie glauben, mein lieber Brestetten, ich fiele auf Ihre Finte mit dem vermeintlichen Zuhören noch rein, halten Sie mich für dusseliger, als ich bin.» Madame Wörsingers Stimme nah an seinem Ohr holte ihn an ihre Seite zurück. Die tiefer werdenden Grübchen in den von der Wärme des Tages und vielleicht ein wenig vom Wein geröteten Pausbacken widersprachen ihrem strengen Ton, die Sache mit den Fischen war ihr längst selbst langweilig. «Charmant, die kleine Meyer», fuhr sie heiter und nicht ganz ehrlich fort. «Wirklich charmant.

Ein bisschen dünn, würde ich sagen.» Sie verschränkte mit einem glucksenden Lachen die üppig beringten Hände über ihrem Bauch, den auch Biesen und Falten burgunderfarbenen Seidentafes nicht kaschierten. «Macht nichts, in ihren Jahren war ich auch eine zarte Elfe.» Sie berührte mit anerkennender Geste seinen Arm. «Mancher wird den lieben Arnold schon jetzt beneiden, und ich denke dabei ausnahmsweise nicht an die Mitgift. Hoffentlich weiß er das auch selbst?»

Carl Brestetten lächelte. «Das weiß Arnold», sagte er dann, «ich bin sicher.» Er zögerte einen kaum merklichen Augenblick. «Mein kluger Sohn mag Johanna außerordentlich. Er ist entzückt und weiß die Qualitäten des Mädchens zu schätzen. Es ist ja kein Geheimnis mehr, diesmal ist Meyer zu Lunde mit seiner Tochter zu Besuch, damit die beiden unserer Entscheidung zustimmen. Natürlich können sie ablehnen, wir sind keine Tyrannen alten Schlages, aber eine bessere Verbindung ist kaum denkbar.»

Madame Wörsinger dachte an ihre drei Töchter, die leider noch zu jung für den einzigen Sohn der Brestettens vom Holländischen Brook waren, und schob abschätzend, vielleicht auch zweifelnd die Unterlippe vor. «Hoffen wir es für das liebe Kind. Sie sieht trotz einer gewissen Blässe aus, also könnte eine manierliche Ehefrau aus ihr werden.» Mit spitzen Fingern nahm sie eine der letzten Himbeeren aus der Schale und schob sie in den Mund. «Junge Männer», fuhr sie in sachlichem Ton fort, «sind oft zu unverständlich. Sprechen drei Sprachen, kennen die Börse und die Welt, aber nicht die Frauen. Wirklich erstaunlich. Dabei geben wir uns mit unseren Söhnen so viel Mühe. Man sagt neuerdings», ihre Stimme bekam eine schnippische Färbung, «weniger die Bücher, Predigten und Strafen erziehen junge Menschen, sondern die Vorbilder, mit

denen sie erwachsen werden. Tja, die Väter. Dagegen nützen die Mühen der Mütter wenig.»

Bevor Carl Brestetten eine darauf halbwegs passende Bemerkung einfiel, fragte sie: «Wo steckt nur der liebe Arnold? Sollte er nicht an der Seite seiner zukünftigen Braut sein? Oder gilt das in diesen revolutionären Zeiten als unschicklich, bevor es offiziell ist?»

15

Madame Wörsinger sah sich suchend um. Auch an ihrer Brust steckte eine Kokarde mit den Farben der neuen französischen Ideale, was sie hübsch, aber nicht ganz so bedeutend fand wie die meisten in dieser Gesellschaft. Aus Erfahrung und reiner Vernunft hatte sie es sich zum Prinzip gemacht, bei rapiden Neuerungen, ob in der Mode, im Handel, in der Politik oder im Privaten, erst einmal abzuwarten. Viele verliefen einfach im Sande. Oder im Schlick, im alles erwürgenden Schlick.

Endlich erschien Arnold Brestetten in der weit zum Garten geöffneten Flügeltür, im maronenfarbenen Rock wie stets elegant, die nach letzter Mode kurze Weste blau-weiß-rot gestreift. Sein ungepudertes Haar fiel schon vom Wind zerzaust über den Kragen, was ihm trotz seiner ebenmäßigen Gesichtszüge etwas höchst Unternehmungslustiges gab. Mit ihm wehte ein Hauch von Schwarzpulvergeruch herein, er hielt seine Taschenuhr hoch über den Kopf und rief, es sei höchste Zeit. «Allez, mes amis!»

Schlagartig kam Bewegung in die Gesellschaft. Gläser und Tassen klirrten, Stühle und Sessel wurden gerückt, die Stimmen in fröhlicher Aufregung lauter und eiliger. Die Schwäne und die Gänschen flatterten zwischen ihren Familien auf, folgten Arnold zu seinem Zeichen als Erste in den Garten,

umwuselt von den Kindern, gefolgt vom Rest der Gesellschaft, niemand wollte den richtigen Moment verpassen.

Carl Brestetten sah zufrieden und ein wenig melancholisch, wie sein Sohn Johanna in den Garten führte, die schmalen jungen Körper schon vertraut ganz nah beieinander.

16 Er bot Madame Wörsinger seinen Arm, sie traten als Letzte in den Garten, gerade als die Kanone einen Böller schoss, unter vielstimmigem Vivat-Rufen einen zweiten und einen dritten.

Dreimal Salut auf der Harvestehuder Alsterwiese zur Feier der großen Revolution um Punkt zwölf Uhr dreißig – akkurat zu der Minute, wenn die Zeiger im fernen Paris auf 12 Uhr zeigten und die Salutschüsse über das Champ de Mars hallten. Später hieß es, sie seien noch in Versailles zu hören gewesen, wo der König schon nicht mehr residieren durfte.

Auf den Alsterwiesen sang der Chor der weißen jungen Damen das Lied, das der Kaufmann Georg Heinrich Sieveking als glühender Anhänger der in Frankreich erkämpften Werte gedichtet hatte. Es waren zahlreiche Strophen, schnell fielen die anderen Gäste beim Refrain mit ein, ganz nach Temperament freudig, begeistert oder ergriffen. An diesem Nachmittag wurde noch viel gesungen und gejubelt, auch angestoßen auf das Ende der Despotie in Frankreich und bald im übrigen Europa. Es wurde auch getanzt, Violine und Flöte ersetzten das marode Piano-forte aufs Beste, und der verehrte alte Dichterfürst Friedrich Gottlieb Klopstock las im Eichenhain bei der Krugkoppel zwei für dieses Fest gedichtete Oden an die Freiheit aller Menschen.

Ja, es war ein großes Fest. Schon bald wurde viel davon gesprochen, auch Zeitungen berichteten, sogar in Paris. Dabei war hier und da auch zu lesen, die Senatoren und die Syndici, überhaupt die Vertreter der städtischen Obrigkeit, seien wie

die in der Stadt lebenden Adeligen und Diplomaten auf diesem Fest nicht gesehen worden, obwohl man miteinander bekannt, befreundet oder sogar verwandt sei und sich keinesfalls zukünftig aus dem Weg gehen wolle.

Auch am äußeren Rand des Festes wurde die Abwesenheit der Obrigkeit bemerkt. Hinter den Hecken um den Gasthausgarten hockten Zaungäste im Gras oder in den Baumkronen. Kinder und alte Frauen zumeist, für die dieses Spektakel das größte Ereignis ihres Sommers war. Allerdings waren sie von der ungewöhnlich kargen Bewirtung der Herrschaften enttäuscht. Wenn die Revolution die Reichen so sparsam und bescheiden machte, dass für die hungrigen Zaungäste nichts blieb, konnte der ganze französische Aufruhr nur unchristlicher Betrug sein. Immerhin besann sich die Köchin und verteilte an die Kinder und die Alten, die lange genug ausgeharrt hatten, bei der Hintertür dunkles Brot mit gesalzenem Schmalz.

17

Einer unter den Zuschauern dachte ähnlich wie die Enttäuschten, obwohl er sich nicht wegen übrig gebliebener fetter Krümel hinter einer Hecke barg. Er war ein hagerer Mann mit kantigem Gesicht, er trug als Einziger Schuhe, sein Hemd war sauber und ohne Flecken. Er beobachtete das Treiben in dem Gasthaus und im Garten, sah die Kleider, das feine Geschirr und die Gläser, auch den Schmuck der Frauen, die gepflegten Pferde und Wagen im Hof, die Kutscher und Diener, die auf ihre Herrschaften warteten. Und er hörte auf die Gespräche, die Lieder, die Oden. Er erkannte viele der Gäste, von denen jedoch kaum einer ihn kennen würde, träte er aus dem Schatten der Hecken in den lichten Garten.

Schließlich hatte er genug gesehen und gehört, von den Menschen auf beiden Seiten der Hecke, und traf kühlen Herzens eine Entscheidung, während er den Weg zurück zur Stadt

einschlug. Er hatte vor langer Zeit gelernt, sich unsichtbar zu machen, so beachtete ihn auch hier niemand. Nur die drei Alten, denen er im Vorbeigehen eine Münze zugesteckt hatte, erinnerten sich, dass er ein Bein nachzog, nicht sehr und ob das rechte oder das linke?

18 Als er am Ende des Eichenhains den Fahrweg zur Stadt erreichte, hallte noch einmal ein Kanonendonner durch den beginnenden Abend. Das letzte Schwarzpulver sollte nicht unverbraucht bleiben.

Ein großer Schwarm Rabenkrähen flog mit wütendem Geräusch aus den Eichen auf. Er blieb stehen und sah ihnen nach, diesem Schwarm schwarzer Silhouetten gegen den sich rötenden Abendhimmel. Plötzlich fröstelte ihn, und er beeilte sich, die Stadt hinter den sicheren Wällen und Toren zu erreichen.

Kapitel 1

Oktober 1812

19

Der Passagier lehnte in sicherer Entfernung von der Reling am Kajütdach der *Anna*, einer Einmast-Galiot, und fühlte sich unbehaglich. Er dachte flüchtig, dabei durchaus liebevoll an seine Familie, die ihn in einer ganz anderen Weltgegend oder an Bord eines ganz anderen Schiffes wähnte, und blickte wieder zum Himmel hinauf. Auch in tiefster Nacht wurde es auf dem glänzenden Meer nie so dunkel, so rabenschwarz wie an Land. Jetzt zogen schlierige Wolken von Westen heran und verbargen die Mondsichel und die Myriaden von Sternen, die in klaren Nächten das Firmament so überwältigend erscheinen ließen.

Er war nicht sicher, ob er diese unendliche, glitzernde Schwärze mit dem geheimnisvollen Feld der Milchstraße wunderbar oder beängstigend fand. In Nächten wie dieser tendierte er zu beängstigend, was er nie jemandem anvertrauen würde, nicht einmal seiner Familie. Er war ein findiger, aber kein über die Maßen phantasievoller Mensch. Die Findigkeit entsprang der Vernunft und half bei Alltäglichem wie auch in jeglicher Notlage, in diesen Jahren brauchte er das mehr denn je zuvor. Eine rege Phantasie hingegen, die selbst in Natürlichem wie dem Nachthimmel Apokalyptisches fürchtete, zählte er zu den weiblichen Schwächen. Sie verleitete zu falschen Entscheidungen, seien sie leichtsinnig oder hasenherzig. Da er das aus der Vergangenheit sehr wohl wusste, verbot er sich, seine

Gedanken ins Ungewisse oder gar Unheimliche driften zu lassen, von Gefühlen gar nicht erst zu reden. Meistens gelang es.

20 Also gefiel ihm die sich verdichtende Wolkendecke, ähnlich wie die Seidenvorhänge in den vertrauten Salons, die mit der nächtlichen Schwärze ungewisse Bedrohungen von den Straßen aussperrten.

Was den unendlichen Himmel betraf, war das natürlich ein veritabler Selbstbetrug, den er sich gern erlaubte. Das Meer zeugte von mehr als genug Unendlichkeit. Immerhin gab es auf Erden Küsten, und hier am Rande des Wattenmeeres konnte man darauf vertrauen, bald eine zu erreichen. Es kreisten schon erste Möwen in der Luft. Niemand bezweifelte die Nützlichkeit der Meere, vom Land, mit festem Boden unter den Füßen und bei freundlichem Wetter war der weite Blick über das Wasser auch von ästhetischem Reiz. Nichts gegen eine Strandpromenade, aber anders als für einige Männer, die er kannte, zählte das Reisen auf dem Meer für ihn zu den unangenehmeren Abenteuern.

In dieser Nacht war die See ruhig, nur nach dem Ausbooten bei der Helgoländer Düne war ihm übel gewesen. Der Steuermann hatte grinsend etwas von Landratten gemurmelt und einen brennend scharfen Schnaps angeboten. Erstaunlicherweise hatte der geholfen.

Das Boot glitt nun ruhig durch das Wasser nach Osten, am Horizont ließ sich die Dämmerung schon erahnen. Fröstelnd zog er seinen Umhang unter dem Kinn fester zusammen, lauschte auf die Geräusche der Takelage und hinaus in eine beruhigende Stille. Das Meer konnte laut sein, es konnte murmeln, rauschen oder brüllen, und auch der Wind beherrschte viele Geräusche und Melodien, viel Schreckenerregendes, dieses

Tosen, Donnern und Jaulen. Nur auf offener See, wenn es bei vollen Segeln und gleichmäßigem Wind rasant voranging, hörte man ihn nicht.

Bevor der Reisende, die Männer an Bord kannten ihn als Lukas Mannheimer, in seinen Erinnerungen nach dem Grund für dieses Phänomen suchen konnte, kam Bewegung in die Besatzung. Das kleine Boot mit seiner speziellen Take-

21

lage erforderte nur vier erfahrene Männer, plötzlich wurden die braunen Segel gerefft, vom Bug meldete eine gedämpfte Stimme in gleichmäßiger Monotonie, welche Wassertiefe das Senkblei anzeigte.

Wie viel Faden brauchte eine plattbodige Galiot unter dem Kiel, bevor sie auf Grund lief? Was nicht lebensbedrohlich wäre, ein solches Boot konnte ohne Gefahr zu kentern auf den Sänden liegen und auf die nächste Flut warten, die es wieder in Fahrt brachte. Aber das kostete Zeit und bedeutete ganz besonders in diesen Jahren und in dieser Gegend Gefahr.

«Sie verschwinden besser unter Deck.» Die Stimme des Schiffers war nun kaum mehr als ein Raunen, während er mit dem Kinn über das nur noch matt schimmernde schwarze Wasser wies. Das Wetter konnte sich auf See schnell verändern, «in Windeseile». Das wusste auch Lukas Mannheimer. Er folgte dem Blick des Schiffers. Im ersten Moment sah er nichts als diese diffuse Düsternis, dann erkannte er den Grund für die Unruhe der Männer. Eine Nebelwand schob sich heran, wie ein immer größer werdendes bleiches Phantom aus den Tiefen der See.

«Nebel», murmelte er, «die Sände in der Nähe ...»

Der Schiffer nickte und fragte knapp: «Die Post ...?»

Sein Passagier klopfte, wegen der Frage etwas irritiert, mit

dem rechten Mittelfinger an seine Schläfe. «Alles da drin», raunte er, «der sicherste Platz.»

Seit er an Bord war, hatte er immer wieder memoriert, was er auswendig gelernt hatte und auf gar keinen Fall vergessen durfte. Wie jeder Mensch vergaß er manches, was er jedoch zwischen London und Helgoland oder Helgoland und den Kontinent an Worten beförderte, vergaß er nie. Darin war er gut. Es war nicht nur eine Gabe, sondern auch das Ergebnis fleißigen Übens mit den Techniken, die in solchen Geschäften von jeher eingesetzt wurden. Es hieß übrigens, Frauen verstünden sich darauf am besten.

Beide, der Schiffer und der Reisende, wussten, dass geheime Worte, Aufträge, Pläne, Namen, sogar Karten und Bilder am sichersten im Kopf transportiert wurden, notfalls ergänzt durch einige gut verschlüsselte Schreiben voller vermeintlich belangloser Plaudereien, die auch den argwöhnischsten Feind in die Irre führten.

Mit der Ladung unter Deck sah es anders aus. Auf dieser Fahrt verbargen sich zwischen der üblichen Schmuggelware, den Säcken und Fässern mit Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle oder anderen Kolonialwaren, weder Gewehre noch Munition. Diesmal ging es um eine beachtliche Menge Gold. Jedem, der damit geschnappt wurde, drohte das Standgericht. Die Douaniers waren längst verhasster als Napoleons Soldaten und Beamte.

Der Schiffer sah mit schmalen Augen in den Nebel hinaus. «Unter Deck», wiederholte er entschieden, aber der Mann unter dem schwarzen Umhang zog nur abwehrend die Schultern hoch. Der Schiffer sollte ihn ruhig für wagemutig halten, was er in den meisten Fällen auch war, aber in engen, kaum schulterhohen Kajüten unter Deck war er es nicht. Dort wurde

ihm die Brust zum Ersticken eng, und er konnte nur ans Ertrinken denken, ans Eingeschlossensein, wenn sich die See aufbäumte, das Boot wie ein Spielzeug kentern ließ und mit allem, was darauf noch lebte, in die Tiefe riss. Das dachte er, und schlimmer noch: Das fühlte er dort in seinem ganzen Körper sogar bei seichtem Wellengang. Obwohl ihn diese hinderliche Lächerlichkeit beschämte, gelang es ihm nicht, sie zu besiegen.

23

«Nicht nur Nebel.» Die Stimme des Kapitäns war noch tonloser, die des Mannes mit dem Lot verstummt, alle lauschten reglos mit angehaltenem Atem.

War das Nebelspuk, oder waren das Stiefel auf Decksplanen? Schlugen dort fremde Taljen an Masten oder Reling, Holz gegen Holz? Waren das Stimmen? Französische und holländische? Flüche? Streit? Der Nebel war ein versierter Betrüger, er schluckte oder veränderte alle Geräusche und malte falsche, manchmal phantastische Bilder.

Dies waren kein Lug und Trug. Die Galiot fuhr nicht mehr allein durchs Wattenmeer.

Ein dunkler Schemen schob sich durch den Dunst, langsam, als halte jemand die Zeit an. Nicht zum ersten Mal verstand Mannheimer die Sache mit den Geisterschiffen. Er hatte das belächelt, nun kroch ihm Kälte tief unter die Haut. Womöglich wäre ein Geisterschiff besser gewesen – nicht mehr weit von der Galiot näherte sich ein Kanonenboot der Douaniers.

Aber auch tückische Nebel können zu Verbündeten werden, wenn sie sich rasch immer mehr verdichten. Die französischen Stimmen wurden lauter, hektischer. Riefen sie Befehle? Bestimmt waren es Befehle. Die Besatzung hatte die Galiot entdeckt und war sich ihrer Beute sicher. Dennoch – kam sie nicht mehr näher? Die Stimmen wurden schärfer. Kein Zweifel: Das feindliche Patrouillenboot steckte auf einem der Sände

fest. Mannheimer beherrschte das Französische gut, aber diese speziellen Flüche französischer Seeleute und Zöllner waren ihm nicht geläufig. Was er bedauerte – es wäre ein großer Spaß als neue Gedächtnisübung.

Schlagartig wurden die Männer auf der *Anna* wieder lebendig, niemand achtete mehr auf Geräuschlosigkeit, alle wussten, was jeder nun zu tun hatte. Und dass es schnell gehen musste. Sehr schnell. Mit langen Staken gelang es, die *Anna* in eine Strömung zu drehen, die nur erkannte, wer die See besser verstand als das Land, und wieder hinaus ins Meer zu bugsieren. Bis die nächste Hochflut das größere und um vieles schwerere Kanonenboot freigab, vergingen genug Stunden, um eine andere Route Richtung Küste zu fahren.

Wieder meldete die Stimme beim Bug die Tiefe, vier Faden, fünfeinhalb Faden ... Nicht mehr ganz so monoton wie zuvor, und der Steuermann stieß einen triumphierenden Pfiff aus – gab es Besseres, als dem Feind knapp entkommen wieder aufs offene Meer hinauszufahren und rasch Fahrt aufzunehmen?

Der Donner der Kanone zerriss die Stille, teilte den Nebel wie ein Messer, die Kugel verfehlte die *Anna* um wenige Fußbreit. Das Boot schwankte im mit Schlick und Sand aufbrodelnden Wasser, fing sich und kam davon. Kein Mann war über Bord gegangen, aber drüben auf dem anderen Boot, längst nicht weit genug zurück, wurde der wütende Befehl zum Nachladen gegeben. Der Mann, der sich Lukas Mannheimer nannte, bemerkte, dass er betete. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit.

Arnold Brestetten musterte sein Spiegelbild von Kopf bis Fuß, schließlich nickte er zufrieden. Er legte immer Wert auf eine